Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/4 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim., Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 453. Donnerstag den 5. September 1901. 95. Jahrgang.

Der Krieg in Südafrika.

Dr. Krause als Hochverräther in London arretirt.

F. Man schreibt uns aus London unter dem 3. September: „Dr. Krause, ein früherer hervorragender Beamter der südafrikanischen Republik, der sich seit längerer Zeit bereits in England Studien halber mit Genehmigung der britischen Regierung aufhielt, wurde gestern Abend spät als des Hochverrathes und der Spionage verdächtig auf Anstiften der englischen Geheimpolizei in Johannesburg durch Detectives im St. Ermins Hotel, wo er mit seiner Schwester abgestiegen war, verhaftet und heute Nachmittag dem ersten Verhör vor dem Polizeirichter in Bowstreet unterzogen. Diese Verhaftung erregt hier allgemeines großes Aufsehen, zumal Dr. Krause, der vor Jahren in England seine juristischen Studien und Prüfungen absolvirte und noch heute ein Mitglied des „Inner-Temple", jener uralten exclusiven Genossenschaft der Londoner Juristen ist, sich allgemeiner Beliebtheit erfreut und von Niemandem für fähig gehalten wird, seinen Neutralitätseid gebrochen und, wie die Anklage lautet, die Transvaalboeren heimlich durch zahlreiche und regelmäßige wichtige Information von England aus unterstützt zu haben. Dr. Krause constatirte vor dem Magistrat, daß die Anklage jeder Grundlage entbehre, und daß er dem gerichtlichen Verfahren gegen sich mit Ruhe entgegensehe, da er ein durchaus reines Gewissen habe. Der Richter verhängte jedoch die Untersuchungshaft über ihn und weigerte sich, den Angeklagten gegen Bürgschaft und hohe Caution auf freien Fuß zu belassen.

Der ganze Fall ist kennzeichnend für die augenblickliche verzweifelte und verworrene Stimmung in England, die schon längst eine nervöse Spionenfurcht und -Riecherei gezeitigt hatte, jedoch bisher noch nicht in so relatanter und sensationeller Weise zum Ausdruck gekommen war. Es verlautet, daß über die Einzelheiten der ernsten Anklage gegen einen bisher völlig unbescholtenen Mann, der sich sogar immer trotz seiner Boerennationalität als ein Freund Englands erwiesen hat, absolut noch nichts bekannt ist, da die Arretirung einfach auf telegraphische Information, respective auf directes Ansuchen der britischen Behörden in Johannesburg mit der Begründung erfolgt sei, daß weitgehende Spionage vorliege; die weiteren Details der Anklage würden erst nach von Johannesburg herübergesandt werden, so daß Dr. Krause fürs auf Weiteres in Untersuchungshaft zu halten ist.

Dr. Krause war früher erster Staatsanwalt des Transvaals unter dem Präsidenten Kruger und galt stets als der hervorragendste unparteiischste Jurist des Transvaals; als die Engländer nach der Einnahme von Bloemfontein und Kroonstad auf die Hauptstadt der südafrikanischen Republik vorrückten, wurde er zum Gouverneur von Johannesburg ernannt und ritt als solcher, nachdem die Boeren einsahen, daß der Platz nicht zu halten war, dem englischen Generalissimus Lord Roberts entgegen, um ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen. Roberts selbst erwähnte damals in seinen Berichten, daß er dem Dr. Krause für seine ehrliche und energische Unterstützung in der Verwaltung von Johannesburg während der ersten Zeit der britischen Occupation zu großem Dank verpflichtet gewesen sei, und später bot der Feldmarschall dem Doctor sogar einen wichtigen Posten in der Administration der „Colonie" an, den Krause jedoch mit der offenen Erklärung ablehnte, daß er sich nicht der Beschuldigung des Landesverrathes seitens seiner Landsleute aussetzen könne und wolle. Trotz dieser Ablehnung stand Krause nach wie vor im britischen Hauptquartier in hohem Ansehen, und als er schließlich nach England ging, verschaffte ihm Lord Roberts jede nur denkbare Erleichterung und Bevorzugung.

Im „Temple", wo man große Stücke auf ihn hält wegen seiner hervorragenden juristischen Qualitäten und Kenntnisse, hält man Krause des gemeinen Verbrechens der Spionage schlankweg für unfähig und bringt ihm, obwohl die Jingopresse gegen ihn die üblichen Hetzereien veranstaltet, die größten Sympathien entgegen, und bedauert lebhaft, daß gerade er das erste Opfer der krankhaften Spionenfurcht in London sein muß.

Man schreibt uns aus London unter dem 3. September: „Die Boeren fahren fort, durch die lebhafteste Activität in der Durchführung des Kleinkrieges auf die letzte absurde Proclamation des britischen Generalissimus zu antworten und ihren Feinden tagtäglich an den verschiedensten Stellen des Kriegsschauplatzes empfindlichen Schaden zuzufügen, wobei es sich speciell in den letzten Tagen ganz besonders um reiche Beute an allerhand Kriegsmaterial für die siegreichen Boeren handelte. — Es haben übrigens letzthin wieder verschiedene Kämpfe in der Capcolonie, im Freistaat und im Transvaal stattgefunden, die für die Engländer sehr unerfreulich verliefen, ihnen schwere Verluste zufügten und von Lord Kitchener bis heute überhaupt noch nicht des Erwähnens werth befunden worden sind. Die Eisenbahnen sind wieder einmal fast überall von den Boeren unterbrochen worden und werden von ihnen trotz der englischen Blockhäuser und Streifcolonnen so gut wie vollständig und nach Belieben beherrscht, was am besten durch die unaufhörlichen Ueberfälle britischer Transportzüge durch die Burghers bewiesen wird. Diesen fast immer mit großen Kosten an Gut und Blut verbundenen „Calamitäten" auf den Schienen- und sonstigen Verbindungswegen ein Ende zu machen, scheint das britische Hauptquartier vollständig außer Stande zu sein, und so müssen die englischen Truppen ebenso wie die ganze britische Nation zähneknirschend zusehen, wie die tapferen und schlauen Feinde fortwährend sich auf Englands Kosten mit englischem Kriegsmaterial für die weitere Fortsetzung des endlosen Feldzuges versorgen und neu ausrüsten. — Dabei sind die Telegraphenlinien fortwährend unterbrochen, wie z. B. seit Wochen ein regelrechter telegraphischer Betrieb zwischen Pretoria und der Natal-Colonie unmöglich gewesen ist und nur von Zeit zu Zeit, je nach den Bewegungen der betreffenden englischen Truppen in den riesigen Gebiete zwischen Pretoria und Ladysmith, für Stunden oder wenige Tage intact gehalten werden kann. Trotz ihrer ungeheuren Ueberzahl befinden sich die Engländer heute wie seit langer Zeit in der eigenthümlichen und wenig beneidenswerthen Lage, daß aus den Angreifern und Eindringlingen die Angegriffenen und Bedrängten geworden sind, d. h. die Engländer müssen sich fast vollständig darauf beschränken, sich gegen die unberechenbaren, zahllosen Angriffe und Operationen der Boeren zu vertheidigen und sich der „Guerilla-Banden" der Burghers zu erwehren, gerade als ob die Letzteren im Transvaal und im Freistaat genau wie in der britischen Capcolonie die Rolle des eingedrungenen Feindes spielten und dabei von der Uebermacht der Occupationsarmee weder gefaßt noch erdrückt werden können. Das Londoner Kriegsamt veröffentlicht zwar soeben schon wieder die wöchentliche Statistik des Lord Kitchener, wonach 19 Boeren seit dem 26. August getödtet, 3 verwundet und 212 „gefangen" wurden, während 127 sich angeblich „übergaben". Ferner werden da wieder verschiedene schöne runde Ziffern angeführt, wie „erobert und erbeutet wurden 194 Gewehre, 27 550 Patronen, 144 Wagen, 1700 Pferde, 7500 Stück Vieh und eine Menge Kleinvieh", was sich für das gute und leichtgläubige Publicum in Old England gut ausmacht und für die „rastlose und unermüdliche Thätigkeit der britischen Truppen" sprechen soll. Nennenswerthe Erfolge irgend welcher Art sind aber in dem Wochenrapport des englischen Generals absolut nicht enthalten, und wenn er überdies officiell zu berichten sich veranlaßt sieht, daß „im östlichen Transvaal wie in der Capcolonie im Allgemeinen die Situation gänzlich unverändert ist", so ist dieses verdrießliche Zugeständniß von weit größerer Bedeutung, als alle mühsam aufgestellten und ergänzten Wochenberichte des britischen Hauptquartiers zusammengenommen. Die Situation in der Capcolonie ist thatsächlich trotz aller Meldungen von „Niederlagen und Aufreibung" der verschiedenen Boerencommandos, die in Wirklichkeit immer weiter nach Süden vordringen, gänzlich unverändert, soweit sie sich nicht vielleicht täglich mehr und mehr zu Ungunsten der Engländer verändert. In Capstadt selbst herrscht nach den letzten Kabelmeldungen der allergrößte Pessimismus vor, und zunächst wartet man in der ganzen Colonie wie auch in England mit ängstlicher und großer Neugierde den durch die Kitchener'sche Proclamation bereits historisch gewordenen „15. September" ab, welcher Tag allgemein als ein durchaus „kritischer" betrachtet wird, da er ja einen Wendepunct in der bisherigen „nachsichtsvollen" britischen Kriegspolitik den Boeren gegenüber bedeuten soll."

* **London**, 4. September. Lord Kitchener telegraphirt aus Pretoria unter dem heutigen Tage: General French berichtet, der Feind sei in nordöstlicher Richtung in den Transvaal-District hinübergezogen. Oberst Monro bewache die Gebirgspässe, während die Obersten Scobell und Doran die Verfolgung aufgenommen hätten. Lotter stehe westlich von Cradock und ziehe nach Westen, im Rücken stehe Theron nahe bei Dubbelhoorn, ebenfalls auf dem Marsche nach Westen, verfolgt von Oberst Kavanagh. Scheepers rückte am 2. dieses Monats auf Montagu, stellte sich den englischen Truppen aber nicht, sondern wandte sich nach Norden. General Wyndham jagt (?) den Commandanten Smit südlich von Fraserburg vor sich her. Die übrigen Boerenabtheilungen liegen in den Schluchten der Gebirge zerstreut. Etwa sechzig Boeren haben am 29. August bei Bethulie den Oranje, von Norden kommend, überschritten und sich einem kleinen, südlich von Ladygrey stehenden Boerencommando angeschlossen. An allen übrigen Stellen ist der Fluß vom Feinde auf beiden Seiten gesäubert und wird eifrig bewacht.

* **Pretoria**, 4. September. Heute wurden zwei Boeren vor das Kriegsgericht gestellt, die eingestanden haben, daß sie sich dem Feinde (!) angeschlossen hatten. Das Urtheil wurde verschoben.

* **London**, 4. September. „Daily Mail" meldet aus Capstadt vom 3. d. M., Christian Dewet habe bekannt gemacht, daß er alle englischen Soldaten, die er nach dem 15. d. M. im Oranjefreistaate antreffen werde, erschießen lassen werde. Nach einer Capstadter Meldung der „Central News" vom 3. d. M. wurde ein auf dem Castle beschäftigter Civilbeamter deutscher Abkunft heute Morgen als Spion im Dienste der Boeren verhaftet. — Die Abtheilungen unter dem Obersten Scobell haben C. Botha nach Mortimer (Bezirk Cradock) getrieben. Beinahe alle Pferde Botha's waren im Zustande der Erschöpfung, doch hat er dreißig Remonten erbeutet. — Die Boeren bedrohen jetzt den Zuurbraak-Paß, der Swellendam beherrscht, obwohl dieser Platz in gutem Vertheidigungszustande ist.

* **London**, 5. September. (Telegramm.) „Reuter's Bureau" berichtet aus Vaberton unter dem 31. August, die Boeren hätten in der Nähe von Malefane am 30. August einen Zug in die Luft gesprengt und angezündet und hätten einen zweiten Zug, der dem ersten zu Hilfe gekommen sei, zum Entgleisen gebracht. Niemand sei verletzt worden.

* **Middelburg**, 4. September. („Reuter's Bureau.") Zwei Ausländer und ein Aufständischer, die in Cambeko gefangen genommen und in Gemafreinet abgeurtheilt worden waren, sind am 4. September in Coleßberg erschossen worden.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. September.

Gelegentlich des gestrigen Empfanges des **Prinzen Tschun** durch den **Kaiser** ist der „Deutsche Reichsanzeiger" wieder in seine alten Würden eingesetzt worden: er und nicht der „Berl. Loc.-Anz." veröffentlicht den Wortlaut der von dem Prinzen gehaltenen Anrede, der Antwort des Kaisers und des von dem Prinzen überreichten Handschreibens seines kaiserlichen Bruders. Daß diese wichtigen Kundgebungen zuerst durch das amtliche Organ zur Kenntniß des deutschen Volkes gebracht werden, ist um so erfreulicher, je mehr aus ihnen hervorgeht, daß dem Prinzen auf das Nachdrücklichste der Zweck seiner Mission zu Gemüthe geführt worden ist. Seine Ansprache ist als die des schuldlosen Trägers der Mission die farbloseste; sie beschränkt sich darauf, den Inhalt des kaiserlichen Handschreibens mit anderen Worten wiederzugeben und besonders hervorzuheben, daß der Kaiser von China, obwohl persönlich unschuldig an der Ermordung des Deutschen, doch nach altem Brauche diese Schuld auf sich genommen habe. In dem Handschreiben selbst betont der kaiserliche Verfasser nach begreiflichem Widerstreben nicht nur diese Verantwortlichkeit, sondern auch seine Betrübniß, seine Reue und Beschämung; er bequemt sich sogar dazu, für die Niederwerfung des Boxeraufstandes zu danken und die Hoffnung auszusprechen, daß nach dem gegebenen Neuebeweise die Entrüstung unseres Kaisers wieder der alten freundschaftlichen Gesinnung gewichen sei. Aber trotz der Demüthigung, die der Kaiser von China durch dieses Handschreiben sich auferlegt, blieb es seinem Bruder nicht erspart, Worte unseres Kaisers zu vernehmen, die das in China Vorgefallene vom deutschen Standpuncte aus charakterisiren und die Ermordung des deutschen Gesandten als ein „unerhörtes, durch Völkerrecht und Sitte gleich sehr gebrandmarktes Verbrechen" bezeichnen, das auf „höheren Befehl" erfolgt sei und deshalb den Kaiser von China, seine Räthe und seine Regierung nicht nur formell, sondern auch moralisch mit der Verantwortung belaste und nicht durch eine Sühnemission allein, sondern nur dann gesühnt werden könne, wenn der Kaiser von China die Regierung seines Reiches fürderhin streng im Sinne der Vorschriften des Völkerrechts führe. Wenn, woran nicht zu zweifeln ist, dafür gesorgt wird, daß sowohl die Ansprache des Prinzen Tschun und das Handschreiben seines kaiserlichen Bruders, als auch die Antwort unseres Kaisers zur Kenntniß der obersten Mandarinen in der Centralregierung und an der Spitze der für den internationalen Verkehr wichtigen Provinzen gebracht werden, so bezweifeln wir nicht, daß das einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hervorbringen wird. Auf das deutsche Volk — von den social-

Feuilleton.

5)

Arbeit.

Von Eva Treu.

Nachdruck verboten.

Ja, sie machte Recht gehabt haben, die todte Frau. Christian Ohle war wohl von Haus aus ein guter Mann, aber ein schwacher Mann war er auch, der immer einer festen, ruhigen Hand bedurfte, die ihn unvermerkt leitete. Für ihn kam Alles auf den Kameraden an, mit dem er durch das Leben schritt, und der, den er jetzt hatte, war für ihn nicht der richtige.

Er konnte Tage haben, wo er das selbst empfand. Mitunter war Herr Ohle ganz hinten im Garten in jener Laube zu finden, in der ihn Lise einst gesucht hatte, während ihre Mutter starb, aber jetzt pflegte er dort allein zu sitzen, beide Ellenbogen aufgestützt und den Kopf in die Hände versenkt, mit einem mürrischen und sorgenvollen Ausdruck in sein Bierglas hineinstarrend. Denn ganz im tiefinnersten Herzenswinkel saß die Sorge und drückte ihn mit ihrer hageren Hand.

Der Stein rollte bergab, er wußte es recht gut, und auch, daß Steine nicht von selbst wieder bergan rollen. Ihm nachrennen — nach ihm greifen — ihn aufhalten, das wäre das Rechte gewesen und auch das Einzige — ja, wie hätte Christian Ohle denn das nicht wissen sollen? Aber es war Niemand da, der ihn bei der Hand nahm und mit ihm rannte. Niemand. Sie, die andere Frau, die Alte, die Lene, sie hatte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, mit ihm zusammen den schweren Stein den Berg hinaufzuwälzen, ja, sie hatte wohl das Meiste dabei gethan, und diese, die er nun hatte, die war eben nur ein Kamerad für Spiel und Tanz, nicht für die Arbeit. Allein aber konnte Christian Ohle nichts thun.

Was sollte man da machen? Herr Ohle trank mit einem Seufzer sein Bier, und je mehr er trank, um so mehr Sorgen wurden hinweggespült, bis er sie endlich vorläufig wieder ganz vergessen hatte. Einen Trunkenbold konnte man ihn bei Alledem nicht gerade nennen, aber — ja, bergab ging es eben.

Auch die Tochter sah es, so jung sie war, aber ihr war in ihrem Vaterhause keinerlei Stimme und Einfluß eingeräumt, und sie hatte Niemand, der ihr hätte rathen wollen, wie sie in ihrer großen Unerfahrenheit die Verhältnisse hätte ändern können. Ihre einzige Freude blieben immer neben dem träumerischen Umherstreifen in Wald und Feld die feinen, kunstvollen Nadelarbeiten, für die sie von jeher eine besondere Begabung gezeigt hatte, ja, sie versuchte sogar oft, sich für diese mit eigener Hand Muster zusammenzustellen, die wohl die Aufmerksamkeit eines Sachverständigen hätten auf sich ziehen können, obschon sie allerdings weit davon entfernt waren, stilgerecht zu sein.

Es lag über ihnen etwas Eigenartiges und Frisches, was Beachtung verdient hätte, die es jedoch keineswegs von irgend einer Seite fand. Wenn wirklich einmal Jemand in Lise's Umgebung diese selbstentworfenen Muster zu Gesicht bekam, so fand er gewöhnlich jeden beliebigen, bunt bestickten Morgenschuh weit schöner, und das Mädchen selbst besaß nicht einmal eine Ahnung davon, daß ihm noch irgend einer Richtung hin ein nicht ganz gewöhnliches Talent verliehen sei. Allerdings hatte ja ihr alter Lehrer früher einmal davon gesprochen, ihr Zeichentalent sei weiterer Ausbildung werth, indessen war nie wieder die Rede davon gewesen, man hatte ihr die Aeußerung nicht einmal wiederholt, und der alte Lehrer war todt.

So verging die Zeit. Lise war zwanzig Jahre alt geworden, ohne irgendwie einen Platz im Leben wirklich auszufüllen, ein einsames Menschenkind, in der Heimath lebend, ohne doch ein rechtes Vaterhaus zu haben, mit einem unbestimmten, heißen Drange, sich zu bethätigen, ohne daß sie einen Weg hätte dazu finden können. Gern hätte sie mit ihrem jungen Herzen irgend etwas in warmer Liebe umfaßt, mit ihren gesunden, jugendfrischen Kräften für irgend etwas oder irgend Jemand gearbeitet, aber es schien, als wenn Niemand ihrer bedürfte. Mit einer Bitterkeit, die zu ihren jungen Jahren schlecht stimmte, sagte sie sich ganz ehrlich, daß sie ein unnützer Mensch sei, aber sie fand kein Mittel, etwas Anderes zu werden, denn über den kleinen, eng begrenzten Kreis ihrer Umgebung ging ihr Blick nicht hinaus.

Da fiel eines Tages mitten in ihr Leben ein Schlag hinein, den sie nicht im Entferntesten erwartet hatte.

Christian Ohle hatte seit einem Jahre über mancherlei körperliche Beschwerden geklagt, ohne daß etwas Besonderes dagegen geschehen wäre, da seine Frau Alles auf eine Verstimmung des Magens in Folge zu reichlichen Biergenusses zurückführte, eine Ansicht, der er selbst ziemlich bereitwillig beipflichtete. Auch hatte er immer eine Abneigung gegen Aerzte gehabt, die ja auch seiner Lene nicht hatten helfen können, und sich lieber um Rath an einen in der Nähe wohnenden alten Schäfer gewendet, der in dem Rufe großer Weisheit stand und — dies war Christian Ohle besonders bequem — den Patienten gar nicht zu sehen brauchte, sondern nach erfolgter Prüfung einiger brieflich übersandter Haare des Kranken seine Mixturen ohne Weiteres schickte.

Dieses Gebräu hatte Christian Ohle ziemlich gewissenhaft eingenommen, wenn es ihm eben paßte, dabei seine gewohnte Lebensweise durchaus nicht verändert, da ihm dies nicht paßte, und hatte sich bald etwas wohler, bald schlechter dabei befunden. Daß es sich um ein ernstliches Leiden handeln könne, war ihm nicht eingefallen. Wie sollte denn er, Christian Ohle, der sein Lebtag immer gesund gewesen war, plötzlich zu einer gefährlichen Krankheit kommen? Lächerlich! Und der Meinung war auch Frau Susanne. Nur nicht gleich zum Arzte laufen, der dann natürlich sofort allerlei unbequeme Vorschriften machte über Dinge, die man thun, und andere, die man lassen sollte, und bei dem schließlich doch Alles darauf hinauslief, sich gut bezahlen zu lassen! Der Schäfer würde die Sache schon wieder in Ordnung bringen.

Es schien aber auf die Dauer doch nicht, als ob der Schäfer dies thun würde. Die Anfälle, unter denen Herr Ohle zu leiden hatte, wurden häufiger und lästiger, und auf einmal fühlte er sich, nachdem er in der Wirthschaft einen heftigen Aerger gehabt hatte, so krank, daß er — etwas Unerhörtes für den „immer so gesunden" Mann — sich niederlegen mußte. Nun plötzlich verlor er alles Vertrauen zu dem klugen Schäfer und seinen Arzneien, und auch Frau Susanne sank bei dem Stöhnen und Klagen des Mannes schnell der Muth. Es wurde zum Arzte geschickt, der eine bereits weit vorgeschrittene Verfettung der Leber und des Herzens als Ursache der Krankheitserscheinungen angab, aber obgleich Herr Ohle jetzt keine Kosten scheute, um gesund zu werden, sondern sogar in seiner Herzensangst nach einem zweiten Arzt hinzuzog, war ihm nicht mehr zu helfen. Die Krankheit nahm sogar nach einen schnelleren Verlauf, als selbst die Aerzte gemeint hatten, und an einem schönen Sommertage trug man Christian Ohle aus seinem Hause hinaus auf den Kirchhof, auf jenen eisenumgitterten, kleinen Platz, auf dem die stille Lene schon so manches Jahr lag.

Was in Frau Susanne's oberflächlichem und selbstsüchtigem Wesen an guten Eigenschaften etwa verborgen lag, hatten diese schweren Wochen für kurze Zeit an das Tageslicht gefördert.

Auf ihre Art hatte sie den Mann lieb gehabt, und an Pflege, wenn dieselbe wohl auch nicht immer sachgemäß war, hatte es ihm bei seinem Leiden nicht gefehlt. So einsam wie einst die arme Lene war er nicht gestorben: Frau und Tochter hatten bei seinem Tode an seinem Lager gestanden, wenigstens vereint durch das gleiche Gefühl, ihm die Krankheit nach Kräften erleichtert zu haben, durch den gleichen, wenn auch verschieden empfundenen und geäußerten Schmerz um den Scheidenden. Mochte die Frau sonst sein, wie sie wollte, eine Heuchlerin war sie nicht, und die Thränen, die sie überreichlich vergoß, waren echt.

Freilich, es kam für sie hinzu, daß, wenn der Mann starb, fast Alles, was er besaß, an sein einziges Kind fallen mußte, wenn er nicht vorher noch andere Bestimmungen traf, und daß Lise fast mündig war. Was sollte dann aus ihr, aus Susanne, werden? So drang sie denn, von einem Uebermaß an Zartgefühl nie belästigt, in ihn, ein Testament zu machen, damit sie nicht, von der Stieftochter abhängig, in Noth und Elend gerathe, und Christian Ohle, der solche Wünsche ganz begreiflich und berechtigt fand, hatte ihnen nachgegeben.

Hätte die Frau zugegen sein dürfen, als er seine letztwilligen Verfügungen traf, so würde freilich das Testament doch wohl noch etwas anders ausgefallen sein, als es sich nun bei der Eröffnung herausstellte. Anstatt sie zur Universalerbin einzusetzen und die Tochter mit einem Pflichttheil abzufinden, wie Susanne es wohl erwartet haben mochte, hatte Christian Ohle, verführt durch die Eintracht, mit der beide Frauen ihn auf seinem letzten Krankenlager gepflegt hatten, angeordnet, daß Beide sein gesammtes Vermögen zu gleichen Theilen erben sollten, wobei der Tochter noch das kleine Capital von einigen Tausend Mark, das ihre Mutter einst mit in die Ehe gebracht hatte und das für sie nach dem Tode derselben sichergestellt worden war, obschon es im Geschäfte verblieb, als Vorbehaltsgut zufiel.

So waren denn die Beiden vorläufig gemeinsame Besitzerinnen des Gasthauses. Denn das zeigte schon der erste flüchtige Blick, den Lise's Vormund in die Geschäftsbücher that: die Vermögensverhältnisse waren nichts weniger als glänzend und recht verwickelt; sie waren eben in den letzten Jahren allzu sehr zurückgegangen, und es mußte einige Zeit verstreichen, ehe sich da überhaupt ein klarer Ueberblick gewinnen ließ. Was die erste Frau durch Fleiß, Ordnung und unermüdliche Arbeit zusammengebracht hatte, die zweite hatte es zum größten Theil wieder verlottert.

Die Verhältnisse im Hause und der beiden Frauen zu einander blieben zunächst ungefähr die, welche sie vorher gewesen waren. Innerlich näher hatte Mutter und Tochter die gemeinsame Trauer nicht gebracht. Frau Susanne betrachtete sich nach wie vor als Jene, die zu gebieten hatte, behielt ihre sämmtlichen Dienstboten und schob die Tochter sachte bei Seite. Nur ein wenig unordentlicher und zerfahrener noch wurde die Wirthschaft, da jetzt das Auge des Herrn ganz fehlte. Lise aber hatte sich so lange gewöhnt, im Hause eine Null zu sein, daß sie jetzt, wo ohnehin noch der aufrichtige Schmerz um den Vater sie tief niederdrückte, gar nicht auf den Gedanken verfiel, sie könne irgend welche Rechte in Anspruch nehmen, die man ihr bisher verweigert hatte. Dazu lag in ihrem Wesen allzu wenig Herrschsucht.

So sah man sie denn jetzt wieder, wie vor der letzten Krankheit des Vaters, einsam Feld und Wald durchstreifen. Das feine

SLUB
Wir führen Wissen.